

- Anna Albèrni / Lola Badia / Lluís Cabré (eds.): *Translatar i transferir. La transmissió dels textos i el saber (1200-1500)*. Santa Coloma de Queralt: Obrador Edèndum, 2010. 551 Seiten. ISBN 978-84-936609-7-0.

Der Band versammelt die Beiträge eines internationalen Kolloquiums, das am 23. und 24. November 2007 von einer Forschergruppe der Universitäten von Barcelona und Girona, dem *Grup Narpan*, veranstaltet wurde. Der Titel umreißt einen Themenbereich, der in den letzten Jahren eine zunehmende Aufmerksamkeit erfahren hat: die Überlieferung von Texten und deren Inhalten. In den Fokus geraten dabei unterschiedliche Techniken der Textverarbeitung, vom Abschreiben über das Übersetzen bis zum Wissenstransfer, die auf vielfältige Weise miteinander kombiniert sein können.

Die durchweg in Form von Fallstudien angelegten Beiträge beschäftigen sich mit Fachtexten und mit höfischer Dichtung, während religiöse Texttraditionen kaum zur Sprache kommen. Insgesamt wird deutlich, dass die Frage nach der *transmissió dels textos i el saber* keinen strengen thematischen Zugriff darstellt. Vielmehr werden hier unterschiedliche, meist traditionelle Fragestellungen auf teilweise neue Weise akzentuiert, wobei allerdings durchgehend die philologische Fundierung der sprach- und literaturhistorischen Forschung im Mittelpunkt steht.

Nach der knappen *Presentació* von Lola Badia (S. 7–11) wird die Reihe der Beiträge durch die als *Lliçó introductòria* ausgewiesene Arbeit von Peter T. Ricketts (*Texte, transmission et traduction: le cas du Breviari d'amor de Matfre Ermengaud de Béziers*; S. 19–38) eröffnet. Als Verantwortlicher eines ambitionierten Editionsprojekts ist Ricketts ein guter Kenner dieses umfangreichen enzyklopädischen Werks über die göttliche und die menschliche Liebe. Hier wird neben dem okzitanischen Text vor allem die katalanische Prosaübersetzung präsentiert. Dass diese von Guillem de Copons, dem Übersetzer von Brunetto Latinis *Tresor*, stamme (S. 33), bleibt allerdings eine kaum belegbare Hypothese. Verblüffend ist die geringe redaktionelle Bearbeitung des Textes, etwa in den wiederholten Verweisen auf ein *exemplar* (S. 19, 25, 32), das dem Leser allerdings vorenthalten wird.

In ihrem Beitrag *Copisti di testi romanzi ed ecclotica* (S. 41–59) diskutiert Maria Careri Grundbegriffe der Editionswissenschaft. Angesichts der zunehmenden Marginalisierung der Textphilologie in der universitären Lehre ist eine solche Darlegung von Handbuchwissen sicher verdienstvoll; ob eine wissenschaftliche Publikation wie der vorliegende Band hierfür der richtige Ort ist, ist allerdings fraglich.

Lola Badia, Joan Santanach und Albert Soler illustrieren in ihrer Studie zur textuellen Tradition Ramon Llulls die notwendige Zusammenarbeit von Editionsphilologie und Sprachgeschichtsschreibung (*Els manuscrits lul·lians de primera generació als inicis de la scripta librària catalana*; S. 61–90). Ausgangspunkt sind die sechs Handschriften, die Guillem Pagès zwischen 1280 und 1301 angefertigt hat; wir können von einer engen Zusammenarbeit zwischen Autor und Kopist ausgehen. Leitfrage ist hier die Präsenz von Okzitanismen. So lässt sich etwa für Llulls *Llibre de contemplació* feststellen, dass die zahlreichen okzitanischen Elemente der Kopie von Pagès (1280) in der späteren Handschrift S (um 1330) weitestgehend eliminiert worden sind. In einer umsichtigen Argumentation können die Verfasser zeigen, dass der Gebrauch von Okzitanismen auch in der Prosa gattungsabhängig ist und letztlich eine stilistische Option darstellt.

Neue Einsichten in die Genese eines frühen historiographischen Textes stellt Xavier Renedo i Puig zur Diskussion (*Dels fets a les paraules, i de les paraules al Llibre dels fets: del Llibre del rei En Jaume*; S. 91–120). Nach der hier vertretenen These hat Jaume I seine Erinnerungen weder selbst aufgeschrieben noch diktiert, sondern vor seinem Hof mündlich erzählt, wonach sie in Form von *reportationes*, wie wir sie etwa aus dem Universitätsbetrieb kennen, aufgezeichnet worden sind. Die Interpolationen der lateinischen Übersetzung von Fra Pere Marsili und der anonymen aragonesi-

schen Version bieten in der Tat interessante Indizien in diesem Sinn. Dabei setzt der Verfasser voraus, dass die Übersetzer, mehrere Jahrzehnte nach dem Tod des Königs, über Informationen zur Textgenese verfügen, die uns nicht zugänglich sind; dies ist sicher möglich, bleibt jedoch spekulativ. Denkbar wäre auch, insbesondere in der stark elaborierten lateinischen Fassung, eine Stilisierung, die der Abhebung gegenüber dem volkssprachlichen Bericht dient.

Mit der Rezeption eines lateinischen Klassikers, Ovids *Heroides*, beschäftigt sich Josep Pujol (*Traducció, transmissió, divulgació: tres aspectes de les Heroides de Guillem Nicolau*, S. 123–159). Die katalanische Übersetzung von Guillem Nicolau aus den Jahren 1389–1390 findet nicht nur im *Tirant lo Blanc* ihren Niederschlag, sondern sie ist auch Grundlage zweier kastilischer Übersetzungen, deren eine als der *Bursario* von Juan Rodríguez del Padrón bekannt ist. Neben der Relation zwischen den volkssprachlichen Versionen wird hier auch die „interne“ Seite des Kulturtransfers beschrieben. Hierunter fasst Pujol insbesondere die im Zuge der Übersetzung erfolgte Integration des akademischen Wissens, das zunächst in Form von Glossen vorliegt, in den Text selbst. Anhand der Glossen lässt sich die Interdependenz von Philologie und historischer Lexikographie verdeutlichen: So ist die Übersetzung von lat. *saltus* mit dem Gallizismus *landes* anstelle des sonst für *saltus* verwendeten *munts* durch eine Interlinearglosse der lateinischen Handschrift K bedingt, wo wir *ladas* (mit fehlendem Abkürzungszeichen für den Nasal) finden. Das Beispiel belegt die Rolle des mittelalterlichen Lateins bei der Zirkulation bestimmter Bereiche der volkssprachlichen Lexik.

Der horizontalen Übersetzungsrichtung ist der Beitrag von Raquel Parera (*La versió d'Andreu Febrer de la Commedia de Dante: recursos del traductor*, S. 161–178) gewidmet. Die Verfasserin würdigt Febrers Dante-Übersetzung aus dem Jahr 1429 als eines der ersten Zeugnisse für die Wahl des Katalanischen als Sprache der hohen Dichtung (anstelle des in Katalonien lange Zeit üblichen Okzitanischen). Die Sprachmischung, d.h. die starke Präsenz von Okzitanismen und Italianismen in der katalanischen *Commedia*, soll dabei quantitativ, in Form einer „estadística del percentatge de solucions occitanes i italianes“ (S. 173), ausgewertet werden. Dies bildet jedoch bestenfalls einen ersten Schritt für eine Analyse der im Text dokumentierten *hibridació*, die wohl nur exemplarisch erfolgen kann.

Über ein laufendes Projekt berichtet auch Marta Marfany Simó (*La traducció catalana medieval de La Belle Dame sans merci d'Alain Chartier*, S. 179–188). Es werden Ergebnisse eines Vergleichs zwischen dem Gedicht Chartiers und der Übersetzung von Francesc Oliver (vor 1457) präsentiert, die

offenbar als Vorbereitung auf eine Edition gedacht sind. Warum eine neue Ausgabe des bereits mehrfach (zuletzt von Martí de Riquer 1983) edierten Textes nötig ist, wird hier allerdings nicht einsichtig.

Die folgenden beiden Beiträge sind der Wissensvermittlung in der Volkssprache gewidmet. Ilaria Zumaner (*Un nuovo testimone della Chirurgia di Ruggero Frugardo in lingua occitanica (Siviglia, Biblioteca Colombina, ms. 5-5-20)*; S. 191–240) skizziert die sprach- und kulturgeschichtliche Einordnung der Handschrift 5-5-20 der Biblioteca Colombina aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts, die eine okzitanische Version der *Chirurgia* des Ruggero Frugardo da Parma (oder *da Salento*) überliefert. Im Zentrum des Interesses steht die Bedeutung der Fachtexte für die historische Lexikographie. Bedeutsam sind auch die Überlegungen zu möglichen praktischen Erfahrungen der Schreiber als Grund für textuelle Eingriffe sowie die Ausführungen zu den Relationen zwischen Montpellier, der vermutlich letzten Etappe der hier vorgestellten Handschrift, und dem aragonesischen Königshof.

Mit der gegenseitigen Beeinflussung der wissenschaftlichen und der literarischen Gattungstraditionen beschäftigt sich der Beitrag von Lluís Cifuentes Comamala (*Estratègies de transició: pobres i versos en la transmissió extraacadèmica del saber a l'Europa llatina tardomedieval*; S. 241–263). Wie der etwas rätselhafte Untertitel *pobres i versos* andeutet, werden hier zwei Themenbereiche diskutiert. An erster Stelle stehen Überlegungen zu einer Gruppe divulgativer Texte in lateinischer Sprache, die Titel wie *Thesaurus pauperum*, *Summa pauperum de legibus*, *Philosophia pauperum* etc. tragen. Adressaten dieser Werke, die zunächst auf Lateinisch, dann jedoch zunehmend in volkssprachlichen Übersetzungen verbreitet werden, sind Laien außerhalb des Universitätsbetriebs: Bürger und Praktiker der jeweiligen Disziplin. Möglicherweise hätte dieser Befund durch eine Reflexion über den Genitiv *pauperum* gestützt werden können. Ist *pauperum* wirklich im Sinne von „per a pobres“ (S. 242) zu verstehen? Eine *Philosophia pauperum* ist ja nicht eine Philosophie ‚für Arme‘, sondern eine ‚arme‘, d.h. reduzierte, vereinfachte Philosophie. Die Frage würde eine genauere Analyse verdienen. – Im zweiten Teil seines Aufsatzes wendet sich Cifuentes der Versform in wissenschaftlichen Texten des Mittelalters zu. Der Verweis auf das Spannungsverhältnis zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit ist ebenso erwartbar wie letztlich wenig erhellend. Hier, wie auch bei der Gegenüberstellung von „Wissenschaft“ und „Literatur“, etwa im Hinblick auf Ramon Llull's *Llibre de meravelles*, einen Roman mit wissenschaftlicher Thematik,

gehen die Überlegungen des Verfassers wohl zu dezidiert von heutigen Maßstäben aus.

Mit der Studie von Lino Leonardi (*Le origini della poesia verticale*; S. 267–315) wird eine Reihe sehr unterschiedlicher Beiträge zur lyrischen Tradition eröffnet. Gegenstand der Überlegungen Leonardis ist die Durchsetzung jener gattungstypischen *mise en page*, die die moderne Wahrnehmung der Dichtung wesentlich prägt: Während bis zum 13. Jahrhundert die gesamte lyrische Tradition ‚horizontal‘, d.h. wie Prosa, aufgezeichnet wird, setzt sich in den anderthalb Jahrhunderten seit der Mitte des *Trecento* das ‚vertikale‘ System durch, in dem jedem Vers eine eigene Zeile zugewiesen wird, so dass die Zeile meist nicht bis zum rechten Rand gefüllt ist. Leonardi erinnert daran, dass die gesamte narrative Dichtung in den romanischen Sprachen (mit Ausnahme der frühesten Texte) vertikal aufgeschrieben ist; wenn in Italien nun gerade das Sonett den Ausgangspunkt der neuen Form der Seitengestaltung in der Lyrik darzustellen scheint, so dürfte dies auch damit zusammenhängen, dass das Sonett sehr früh in Serien auftritt, wobei es gerade der „narrativizzazione del momento lirico“ dient (S. 282). Entscheidend ist somit nicht so sehr die Rolle Petrarca's, der in Fragen der *mise en page* als eher konservativ zu charakterisieren ist, als vielmehr der *usus* narrativer Texte – und damit nicht zuletzt auch die *Commedia*. Neben dem Sonett, so die Schlussfolgerung Leonardis, trägt vor allem die Terzine Dantes zur Durchsetzung der vertikalen Schreibung der italienischen Lyrik bei.

Die Untersuchung von Handschriften in ihrer Gesamtheit kann sich gerade im Falle der *canzonieri* auf eine gut etablierte Forschungstradition stützen. Die Sammlung, in der die Gedichte aufgezeichnet und überliefert sind, bietet eine Fülle wichtiger Informationen für die Einordnung und das Verständnis der einzelnen Texte. Dies zeigt auch der Beitrag von Anna Alberni (*Guillaume de Machaut en la tradició catalana dels segles XIV–XV: la suite d'esparses del cançoner* VeAg; S. 317–347). Gegenstand ist die letzte, „französische“ Sektion der Sammelhandschrift *Vega-Aguiló* (BC mss. 7-8), die neben Gedichten von Oton de Grandson auch drei anonyme Texte enthält. Zwei dieser Texte lassen sich Guillaume de Machaut zuschreiben, alle drei finden sich in dem *Roman de Cardenois*, der allein in einer in Katalonien angefertigten Handschrift vom Beginn des 15. Jahrhunderts überliefert ist.

Die Frage nach Kontinuitäten und Brüchen leitet die Überlegungen von Miriam Cabré, Sadurní Martí und Marina Navàs (*Geografia i historia de la poesia occitanocatalana del segle XIV*; S. 349–376). Während gemeinhin davon ausgegangen wird, dass das 14. Jahrhundert die Ersetzung der Troubadour-

Tradition durch eine katalanische Tradition (allerdings nach wie vor in okzitanischer Sprache) mit sich bringt, wird hier die These einer Kontinuität der Troubadour-Tradition vertreten. Im Zentrum der Überlegungen stehen zwei *cançoniers* des 14. Jahrhunderts (*Sg* und *l*). Es wird dafür plädiert, die Bedeutung der „Schule von Toulouse“ vor allem für Katalonien nicht zu hoch zu veranschlagen. Vielmehr wird das Überleben einer „*àrea cultural occitanocatalana*“ zumindest für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts einsichtig gemacht, die ihr Zentrum vor allem im katalanischen Hof hat (S. 369 f.).

Der Beitrag von Jaume Torró Torrent ist wiederum einer Gedichtsammlung gewidmet (*El Cançoner de Saragossa*; S. 379–423). Die auf 1461–1462 datierte Handschrift ist u.a. deshalb wichtig, weil sie die älteste Sammlung von Gedichten von Ausiàs March enthält. Der Verfasser kombiniert eine detailfreudige materielle Beschreibung mit Schlussfolgerungen zum kulturellen Kontext der Handschrift, die insbesondere mit einem vom neapolitanischen Hof zurückgekehrten literarischen Zirkel in Verbindung stehen dürfte.

Eine Sammelhandschrift präsentiert auch Francisco Javier Rodríguez Risquete (*El Cançoner de l'Ateneu (Biblioteca de l'Ateneu de Barcelona, ms. 1)*; S. 425–473). Bemerkenswert ist die Vielzahl der vertretenen Sprachen: Kastilisch, Katalanisch, Neapolitanisch, Sizilianisch. Es dürfte sich um die Sammlung von Dichtungen eines bestimmten Hofes handeln, besonders wahrscheinlich ist ihre Herkunft aus Barcelona. Auch im Falle des *Cançoner de l'Ateneu*, der auf den Beginn der 1460er Jahre datiert wird, lässt sich eine Linie Neapel-Katalonien annehmen.

Auf einen ähnlichen Kontext verweist die Studie von Montserrat Galí, Rafael Ramos und Jaume Torró (*De mossèn Avinyó a Lluís d'Avinyó, uixer del príncep de Viana*; S. 475–508). Der „mossèn Avinyó“, von dem 22 Dichtungen in katalanischer und in kastilischer Sprache aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts überliefert sind, wird hier mit dem aus anderen Quellen bekannten Lluís d'Avinyó identifiziert, von dem wir unter anderem wissen, dass er im Jahr 1461 von Carles d'Aragó zum Ritter geschlagen wurde. Die gut dokumentierte Detailstudie erlaubt es, eine Gruppe von Texten einem präzisen kulturellen Umfeld zuzuordnen.

Der letzte Beitrag von Claudio Galderisi ist einer Projektpräsentation gewidmet (*D'un Moyen Âge à l'autre. Le projet "Traductions médiévales": Cinq siècles de traductions en français (X^e–XV^e siècle). Étude et Répertoire*; S. 511–538). Die verdienstvolle Dokumentation ist im Jahr 2011 in zwei gewichtigen Bänden bei Brepols erschienen. Da die Ausführungen Galderisis in erster

Linie die Realisierung des Projekts betreffen, können sie mittlerweile als überholt gelten.

Insgesamt bietet der Band *Translatar i transferir* wesentliche Einblicke in unterschiedliche Bereiche der aktuellen philologischen Forschung. Erwartungsgemäß ist die katalanische Mediävistik hier gut vertreten; hervorzuheben ist aber auch die breite romanistische Ausrichtung des Bandes. Die enge Zusammenarbeit zwischen Editionswissenschaft und historischer Lexikographie, die hier dokumentiert ist, entspricht einer gut etablierten wissenschaftlichen Praxis. Erwartungsgemäß spielen andere Bereiche der historischen Sprachwissenschaft, wie die historische Morphologie und Syntax, in den versammelten Beiträgen nur eine nachgeordnete Rolle. Eine vertiefte Reflexion über den Zusammenhang von historischer Syntax und Textphilologie bildet derzeit wohl eines der dringendsten Desiderate in der Beschäftigung mit dem romanischen Mittelalter.

Obwohl die Beiträge durchaus von unterschiedlichem Gewicht sind, vermag der Band als Ganzes die von Lola Badia einleitend hervorgehobene Bedeutung von Kongressakten für die Geisteswissenschaften (S. 8) eindrucksvoll zu bestätigen. Misslich sind dabei jedoch die zahlreichen Druckfehler, vor allem in den Tafelteilen und den Schaubildern. Die beigefügte Errata-Liste vermag hier nur teilweise Abhilfe zu schaffen. Ein so gewichtiger Beitrag zur Mittelalterphilologie, der sich ausdrücklich auf die „honors del format llibre“ beruft (S. 7), hätte eine sorgfältigere redaktionelle Betreuung verdient. ■

- Raymund Wilhelm, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Institut für Romanistik, Universitätsstraße 65-67, A-9020 Klagenfurt am Wörthersee, <raymund.wilhelm@aau.at>.